

E [REDACTED] M [REDACTED]

[REDACTED]
2007

..... Nur mein Weg

Noch lange habe ich auf dem Balkon gestanden und zugesehen, wie der Tag in die Nacht übergang. Die Hektik des Tages, es war mein Geburtstag, verlor sich in der Dunkelheit der Nacht. Immer mehr Fenster in der Nachbarschaft wurden dunkel und ganz leise war noch ein Vogel zu hören, der seinen Schlafplatz noch nicht gefunden hatte. Das laute Hupen eines Fahrzeugs holte mich in die Gegenwart und ich ging zurück ins Zimmer.

Die Geburtstagsgäste waren gegangen und ich ließ meinen Gedanken freien Lauf. Noch nie hatte mich dieser Tag zum Grübeln veranlasst, ich habe ihn immer gelebt wie jeden anderen Tag. Es gab kleine Aufmerksamkeiten und die guten Wünsche, die zu diesem Tag gehören.

Als meine Kinder selbstständiger wurden, brachten sie etwas Farbe in diesen Tag und später am Arbeitsplatz gab es Kaffee und Kuchen. Und heute, ich wurde 55, hatte ich meine Kolleginnen und Kollegen zum Abendbrot zu mir eingeladen und es wurde ein kleines Fest daraus. Jetzt, wo der Tag zu Ende ging, versuchte ich Ordnung in das Chaos meiner Gedanken zu bringen, aber es klappte nicht. Also begann ich das Chaos in meiner Wohnung zu beseitigen, jedoch meine Gedanken verloren sich immer wieder in die Vergangenheit. So ging ich nach dem Aufräumen zum Schreibtisch und versuchte, diese Gedanken festzuhalten und ließ mich von der Vergangenheit einholen.

* * *

Wie Mutter mir erzählt hatte, war ich ein Wunschkind und kam 7 Jahre nach meinem Bruder zur Welt. Gern schien ich nicht gekommen zu sein, denn es war schwer, mir den ersten Schrei zu entlocken. Erst ein gewagter Guss mit kaltem Wasser brachte den gewünschten Erfolg.

Ich war gesund und es lief alles ganz normal. Das Essen schmeckte, es gab wenig Geschrei und ein Lächeln war von mir auch schnell zu erhaschen. Ich brauchte am Abend kein Wiegenlied und auch kein Licht im Flur. Der Säugling war zufrieden, das Kleinkind freundlich und als Dreijährige schon recht selbstständig. So berichtet jedenfalls Mutter.

Bis dahin hatte sie nur sehr wenig Arbeit mit mir. Dann aber, und da erinnere ich mich an verschiedene Dinge, wurde ich ein kleiner Quirl, der sich die Butter nicht vom Brot nehmen ließ. Ich wusste damals schon recht gut, was ich wollte.

So fand ich es herrlich, am Sonntag morgen zu Mutter ins Bett zu krabbeln. Bat Vater mich, doch auch einmal in sein Bett zu kommen, so bedurfte dies einiges Zureden meiner Mutter, bis ich mich entschloss, zu ihm rüber zu rutschen. Einmal kurz zudecken, einmal kurz knubbeln und gleich wieder zurück in Mutters Bett.

Ganz anders sah es aus, wenn Mutter am Sonntag als Erste aufstand, dann kroch ich zu Vater ins Bett. Er wurde nicht müde, mir Geschichten zu erzählen und meine tausend Fragen zu beantworten. Da wir wussten, dass Mutter dabei war, den Kaffeetisch zu decken, mussten wir irgendwann diese Kuschelzeit beenden. Vater ging dann in den Waschraum, um sich zu rasieren. Eine Prozedur, die mich immer wieder erstaunte. Ein bisschen Schaum ins Gesicht und ein scharfes Messer reichten schon aus, um sein stacheliges Gesicht glatt und geschmeidig zu

machen. Es roch nach Rasierwasser, nach Bohnenkaffee und nach dem Kuchen, den Mutter schon am Vortag gebacken hatte. Mein Bruder in seinem Matrosenanzug schloss die Runde am Kaffeetisch. Das war meine heile Welt.

Vieles gehörte noch mit in diese heile Welt, so auch am Abend die Zeremonie des „Zu-Bett-Bringens“. Ich auf Vaters Arm, Mutter hinterher, so ging es nach oben ins Schlafzimmer. Ein Sprung ins Bett, ein kurzes „Ich bin klein“-Küsschen von Vater, ein Küsschen von Mutter, ein „Schlaf gut“ und ich war allein.

Blieb im Sommer am Abend das Fenster offen, lauschte ich den Vögeln, die nur noch ganz leise sangen, den Nachbarn, die noch in ihren Höfen waren, Gartentüren wurden geschlossen und auf dem nahen Bauernhof bellte ein Hund. Die Tochter des Bauern hütete noch am Ackerrain die Kühe und schmetterte ihre Lieder in die Abendstille. Ihr Repertoire reichte von dem Herrn, den sie lobte, bis Jahre später zu dem Lied „Es zittern die morschen Knochen“, ein Lied, das im tausendjährigen Reich gern gesungen wurde. War es Erntezeit, konnte ich noch bis in die Dunkelheit das Heulen der Dreschmaschinen hören. Das waren Stunden, die ich so richtig gern mochte, solange ich noch die Stimmen der Eltern hörte. Ganz anders waren die Winterabende. Da war das Zimmer kalt, denn der Ofen wurde erst geheizt, wenn der Frost klirrte. In warmen Decken gehüllt ging es nach oben und ich wagte kaum, die Nase aus dem Bett zu stecken. War das Wetter ruhig, ließ Vater die Fensterläden auf und ich konnte die Sterne und das kalte Licht des Mondes sehen. Tausend Geschichten spielten sich dann am Himmel ab, von denen in keinem Buch zu lesen war. Wenn dann auch noch der Wind mit den hölzernen Fensterläden spielte, waren das Geräusche, die in meine Träume passten. Schließ der Wind, konnte ich hören, wie die Eltern in der Wohnküche miteinander sprachen. Oft geschah es dann auch, dass Mutter dem Vater etwas vorlas. Ganz deutlich sah ich sie vor mir und ich hätte runterlaufen mögen, um mich an die Beiden zu kuscheln.

* * *

Vieles kommt, während ich schreibe, wieder in die Gegenwart. So hatte Mutter wunderschönes, ganz schwarzes Haar und ich war hin und her gerissen, wenn sie mir an langen Winterabenden erlaubte, es zu kämmen. Es duftete herrlich nach Shampoo und ich konnte es nicht lassen, immer wieder hinein zu schnupern. Noch Jahre später, wenn ich einen „Schwarzkopfscherenschnitt“ sah, roch ich Mutters Haar.

Dann war da noch mein Bruder. Er war sehr lieb zu mir, aber so recht konnte er nichts mit mir anfangen. Wenn er mich mal zum Spielen mitnahm, landete ich oft bei anderen Kindern. Es war für ihn ja auch wohl nicht so einfach, die Eltern, die ihm 7 Jahre allein gehört hatten, mit mir zu teilen. Die vor mir versteckten Süßigkeiten, die Mutter verklebt in seinen Hosentaschen fand, sprachen für sich.

* * *

Schon sehr früh lernte ich die Atmosphäre großer Reisen kennen. Da all unsere Verwandten in Mitteldeutschland lebten, besuchten wir sie, so oft meine Eltern es ermöglichen konnten, jedes zweite Jahr. Für mich war es herrlich, alles das, was damit zusammenhing, zu erleben. Die Vorbereitungen für diese Reise sprengten den Alltag so sehr, dass ich mich noch an die Reise erinnere, als ich drei Jahre alt war.

Große Geschäftigkeit verbreitete sich dann im Haus. Mutter nähte neue Sachen, und neue Schuhe gab es auch. Das hieß, dass ich jetzt öfter mit ihr in die Stadt fuhr. Kam der Reisetag, musste ich den ganzen Nachmittag ins Bett, da der Zug mitten in der Nacht fuhr. Jedoch, der Sandmann kam an diesem Tag immer nur kurz rein. So hörte ich die Unruhe im Haus, bis Mutter mich holte und mich fein machte. Als wir runter kamen, ging Vater noch einmal durchs Haus, um zu sehen, ob alles in Ordnung war, und dann hieß es warten. Der Bruder im Matrosenanzug, die Eltern und ich im Sonntagskleid und um uns herum viele Koffer und Taschen. Kam dann das Taxi, verstaute Vater all unser Gepäck im Kofferraum. Und dann die Fahrt zum Bahnhof. Fast dunkle Straßen, in denen kein Mensch zu sehen war. Die schönen Schaufenster sahen jetzt aus wie große traurige Augen. Wenn man die Nacht nur durchs Schlafzimmerfenster kennt, ist es unwerfend, sie wach und angezogen zu erleben. Am Bahnhof angekommen, verließen wir das Taxi. Vater gab dem Mann am Steuer Geld und wir gingen mit einem anderen Mann, der ihm beim Tragen der vielen Koffer half, in die Bahnhofshalle. Wie herrlich es hier roch. Auf dem Bahnsteig waren nur wenige Menschen. Als der Zug kam, gab Vater dem Mann, der uns geholfen hatte, Geld und suchte uns ein leeres Abteil. Er verstaute das Gepäck und der Zug fuhr aus dem Bahnhof. aus dem schönen hellen Licht im Abteil wurde langsam ein blasses Lämpchen – so mein Bruder. Draußen waren jetzt auch nur noch wenige Lampen zu sehen. Nach einiger Zeit, die mir sehr lang vorkam, holte Vater die große Reisetasche mit dem „Reiseproviant“. Es gab Brötchen, Eier, Obst und eine große Thermosflasche mit Kaffee. Und alles schmeckte hier viel besser als zu Hause.

Und dann musste ich feststellen, dass man auch hier im Zug vor dem Sandmann nicht sicher war. Für Mutter war es gar nicht so einfach, mich zu wecken, als der Zug nach vielen Stunden hielt. Ein noch viel größerer Bahnhof war zu sehen und noch viel mehr Menschen, die alle durcheinander liefen. Wir waren noch nicht ganz ausgestiegen, als wieder ein Mann kam und mit all unseren Koffern weglief. Mit all den schönen Sachen. Jetzt nahm Vater mich auf den Arm und bewahrte mich so vor dem Gedränge. Er blieb ganz ruhig stehen, so als wollte er mich nicht stören, und von hier oben war das Getümmel auch nicht mehr so unheimlich. So viele Menschen und alle hatten es eilig. Andere sahen aus, als suchten sie jemanden. Große Freude und herzliche Begrüßung, wenn sie sich gefunden hatten. Männer mit großen Karren liefen durch die Menge und boten laut rufend Zeitungen, Süßigkeiten, Brötchen und andere Sachen an. Von den anderen Bahnsteigen schallte das Quietschen der an- und abfahrenden Züge herüber. Eine Treppe führte uns in einen Tunnel, in dem auf beiden Seiten viele kleine Geschäfte waren. Und dann lag vor uns ein riesengroßer Raum mit vielen weiß gedeckten Tischen und an einem Tisch standen unsere Koffer. Jetzt ging Mutter mit mir erst einmal in

einen Raum, in dem man sich waschen konnte, und als wir zurückkamen, hatte jemand dicke weiße Tassen und Kannen mit Kaffee und Kakao auf den Tisch gestellt. Es wurde ein herrliches Frühstück.

Ich hatte einen Platz erwischt, von dem aus ich alles beobachten konnte. Und alle hatten Hunger. Am Nebentisch entdeckte ich eine Frau mit goldenen Haaren. Genauso stellte ich mir Engel vor. Aus ihrer Handtasche nahm sie eine kleine goldene Dose und rieb sich mit Watte etwas ins Gesicht. Ob sie nicht wusste, dass man sich hier auch waschen konnte? Als ich Mutter darauf aufmerksam machen wollte, runzelte sie die Stirn. Ich musste wohl etwas Falsches gesagt haben.

Während des schönen Frühstücks kam plötzlich ein Mann mit schnellen Schritten an unseren Tisch. Stürmisch nahm er Mutter, Vater und den Bruder in den Arm. Mich nahm er hoch, knubbelte mich, streckte mich von sich, um zu prüfen, ob ich noch heil war und drückte mich noch einmal an seine stacheligen Wangen. Obwohl ich nicht wusste, wer er war, fand ich es herrlich. Erst als er mich Vater wieder in die Arme drückte, erzählte Mutter mir, dass es der Onkel sei, den wir besuchen wollten. Nach dem Frühstück nahm er uns mit zu seinem Auto, denn in dem Ort, wo er wohnte, gab es keinen Bahnhof. Nachdem ich das Auto genug bewundert hatte, stiegen wir ein. Und ich stellte fest, dass man auch hier vor dem Sandmann nicht sicher war.

Erst als es um mich herum unruhig wurde und Mutter mich aus dem Auto reichte, wurde ich wach. Draußen erlebte ich dann das, was ich schon auf dem Bahnhof erlebt hatte. Auch hier wurde ich wieder durch viele Arme gereicht. Und da war dann noch ein Onkel. Wie die beiden zusammenhingen, verstand ich nicht. So waren sie für mich erst einmal der große und der kleine Onkel. Der Unterschied bestand aber nicht in der Länge, sondern in der Breite. Der große Onkel war Onkel Emil und der Kleine Onkel Kurt, der Sohn vom großen Onkel. Zum Schluss landete ich in den Armen von Tante Lina, von der Mutter mir schon so viel erzählt hatte, und sie ging sofort mit mir ins Haus. Es war wunderschön, von allen so geknubbelt zu werden.

Die Tage, die dann kamen, vergingen wie im Flug. Überall war Leben. Onkel und Tante hatten ein Restaurant mit großem Frühstücksraum für die Betriebsleitung des nahen Tagebaus, und ein Kolonialwarengeschäft. Mir fiel besonders auf, dass man hier die Welt auch riechen konnte. Morgens, wenn ich aufwachte, kroch Kaffeeduft durchs offene Fenster. Im Restaurant roch es nach kaltem Rauch und mittags zog der Duft des Essens durchs Haus. Und über allem lag der Geruch, der mich an die Dampfwalze erinnerte, die im Frühjahr zu Hause die Straßen wieder glatt walzte.

Nach dem Frühstück, wenn alle beschäftigt waren, eroberte ich, immer Mutters ängstlichen Blick im Nacken, die neue Welt, in der es auch Hunde gab.

Ein Jagdhund, der mich immer mit seinen traurigen Augen musterte, und einen kleinen Hund, der fröhlich um mich herum flitzte, und in einer kleinen Hütte gab es Seidenraupen. So oft Onkel Kurt sie fütterte, war ich dabei. Vom Ende des Gartens aus konnte ich eine kleine Bahn sehen, die durch die Luft schwebte und etwas aus dem großen Loch in der Erde zu einem Berg transportierte. Ich wurde nicht müde, mir all das immer wieder anzusehen.

Am Nachmittag fuhr Onkel Kurt mit uns oft über Land. In den großen Städten gab es Geschäfte, vor denen auf der Straße Tische und Stühle standen, an denen man Kaffee trinken konnte. Tante Lina wurde nicht müde, mit uns durch die Geschäfte zu schlendern, um uns mit Geschenken zu überraschen. Onkel Kurt schien ihre Kauflust zu kennen, denn er hatte einen langen Gürtel mit, an dem er die Päckchen und Pakete aufreichte.

Nach einigen Tagen war die schöne Zeit bei Onkel Emil, Tante Lina und Onkel Kurt zu Ende. Es hieß wieder die Koffer packen und diese im Auto verstauen. Es gab einige Abschiedstränen, aber unsere Reise ging ja weiter. Onkel Kurt brachte uns zu den Eltern meiner Mutter, zu Oma und Opa. Die Fahrt dorthin dauerte einige Stunden.

Auch hier war die Freude groß, aber doch so ganz anders. Die Straßen, die Häuser, auch die Wohnung, alles war ein paar Nummern kleiner.

Sogar die Oma, klein, rundlich und flink, verbreitete einige Unruhe, so dass ich nicht den Mut hatte, mich ihr zu nähern. Alles schien auf ihr Kommando zu hören. Es fehlten mir die Zärtlichkeiten, die ich bei der Tante so sehr genossen hatte. Opa machte schon mal den Versuch, mich liebevoll in den Arm zu nehmen, was bei mir wohl wegen seiner hilflosen ungeschickten Art nicht ankam. Das Einzige, was mir etwas Abwechslung brachte, war Hansi, ein Wellensittich. Er flog mir auf die Schulter, fraß mir aus der Hand und sang unermüdlich.

Schön war es auch, wenn Vater und Opa mit mir spazieren gingen. Da war mir dann kein Weg zu weit. Auch nicht, wenn die Eltern mit mir am Sonntag zu den Großeltern gingen, den Eltern von Vater, die in einem Nachbarort wohnten.

Großvater und Großmutter waren so ganz anders als Oma und Opa. Großvater war nicht groß, hatte einen mächtigen Bart, der ihn sehr streng erschienen ließ und mir Respekt einflößte. Er sprach sehr schnell, drückte mich kurz ab und reichte mich an die Großmutter weiter. Sie war eine schöne hagere Frau. Und da war wieder jemand, der mich so richtig fest in den Arm nahm. Sie hatte sofort all meine Liebe, aber leider kam ich nur selten an sie heran, da sich bei ihr alle Onkel und Tanten trafen, wenn wir zu Besuch bei ihr waren.

Holte uns nach dem Urlaub der Alltag wieder ein, schrumpfte die Welt wieder auf Eltern und Bruder zusammen und es dauerte eine Weile, bis mich diese Erlebnisse losließen. Wenn dann kurz vor Weihnachten die großen Pakete von der Tante kamen, kramte ich all meine Erinnerungen wieder aus und sie bekamen einen Glorienschein.

* * *

Wieder zu Hause gab es auch gleich viel Arbeit. Da zu unserem Haus auch ein schöner Garten gehörte, den die Eltern liebevoll pflegten, erlebte ich nach der Reise, wie Mutter diesen Garten plünderte, all das Gemüse und Obst in Gläser füllte und einkochte. Waren sie abgekühlt, brachte Mutter sie in den Keller und ich durfte ihr dabei helfen. Auch dann noch, als mir eines aus der Hand gefallen war und die schöne Marmelade auf dem Boden lag.

Wie anders sah jetzt der schöne Garten aus. Die von den Eltern so sehr gepflegten Beete waren zertreten und leer. Nur das Wintergemüse stand noch. Wenn ich jetzt am Morgen nach draußen kam, war die Erde nicht mehr warm, und ich hatte auch den schönen Duft verloren.

* * *

Wenn es Frühling wurde, nahmen meine Eltern mich mit in den Garten, so oft sie darin zu tun hatten. Dann bekam ich ein kleines Beet, eine Minischaufel und durfte umgraben, ohne Rücksicht auf Hände und Schuhe. Als ich älter wurde, gab es ein etwas größeres Beet. Ich bekam Blumensamen und ein paar kleine Pflänzchen. Darunter war auch ein Tomatenpflänzchen, das einer besonderen Pflege bedurfte. Das hieß, die kleinen Triebe, die sich zwischen Stamm und Blatt gebildet hatten, zu entfernen. War die Pflanze groß genug, wurde auch die Spitze herausgebrochen. Jeden Tag war ich jetzt an meinem Beet und war erstaunt, als sich viele kleine gelbe Blüten zeigten, aus denen ganz langsam kleine Tomaten wurde. Es war spannend zuzuschauen, wie sie sich rot färbten. Waren sie reif, durfte ich sie pflücken und gleich im Garten essen. Sie schmeckten ganz toll und Vater erklärte mir, wie das alles geschehen konnte. Später gab Vater mir ein richtig großes Beet. Wenn dann der Gärtner kam, der uns jedes Jahr mit Gemüsepflanzen versorgte, konnte ich selber die Tomatenpflanzen aussuchen und sie bis zur Ernte pflegen. In der Reifezeit brachte Mutter dann Tomaten in vielen Variationen auf den Tisch. Es war eine schöne Zeit mit den Eltern im Garten, da war ich ihnen so ganz nahe. Wenn ich am Nachmittag mit der Mutter allein im Garten war, durfte ich das Unkraut jäten und Mutter erklärte mir, warum es auf den Kompost kam. Dann bekam ich eine kleine Harke und durfte die Wege zwischen den Beeten harken. Wenn dann Vater am Feierabend kam, Mutter ihn liebevoll begrüßte und ihm zeigte, was ich alles gemacht hatte, empfinde ich noch heute das Gefühl der Geborgenheit.

Auch wenn Mutter das Winterobst, vor allem Äpfel, einlagerte, durfte ich ihr helfen. Ich musste Zeitungspapier zusammenknüllen und wieder glattstreichen und dieses krause Papier legte Mutter dann auf unsere Kleiderschränke als Unterlage für das Obst, das sich hier in den kühlen Räumen bis weit nach Weihnachten frisch hielt.

Ein Hobby meines Vaters war unser wunderschöner Steingarten vorm Haus, der mit duftenden Rosenpflanzen eingesäumt war. Hier durfte ich ihm beim Unkrautjäten helfen und auch zusehen, wenn er Rosenpflanzen veredelte. An einer bestimmten Stelle der Rose schnitt er die Rinde ein wenig ein und löste sie vorsichtig vom Stamm. Von einer anderen Rose, die er mitgebracht hatte, schnitt er einen Trieb ab und legte ihn auf die „Wunde“. Beides wurde mit

Bast umwickelt. Vater nannte es ein Baströckchen für junge Röschen, die an dieser Stelle wachsen würden. Auf meine Frage, ob ich denn auch so ein Rökchen gehabt hätte, schaute er mich fragend an und packte seine Gartengeräte zusammen. Als meine Eltern an diesem Abend zum „Gute-Nacht-Kuss“ an mein Bett kamen, habe ich beide noch einmal nach diesem Kleidchen gefragt, da sagte Mutter mir dann, dass mein Kleidchen viel schöner gewesen sei.

Wurde es im Herbst früher dunkel, kamen die Abende, an denen Mutter mich schon mal auf den Schoß nahm und Lieder mit mir sang. Sie hatte eine schöne Stimme und ich verhielt mich immer ganz ruhig, um diese Schmusestunde nicht zu stören. Oft saßen wir am Herd, der sein flackerndes Licht an Wand und Zimmerdecke warf. Erst wenn Vater heimkam, wurden die Lampen angemacht. Das war auch die Zeit, in der Mutter den Stoff hervorholte, den sie im Sommer viele Male gekocht und gebleicht hatte, bis er fast weiß war. Jetzt wurde er vermesen, zugeschnitten und genäht. Mutter nähte für die Familie Bettwäsche, Nachtwäsche und alles, was im Haushalt benötigt wurde. Für die Nachtwäsche machte sie sich die Arbeit, sie mit Paspeln, Borden und Monogramm zu verzieren. Auch meine Wäsche bekam, wie die der Großen, ein gesticktes Monogramm.

Richtig toll fand ich es, wenn Mutter mich auf den Schoß nahm und ich mit nähen durfte. Ging es dann auf den Feierabend zu, war es meine Aufgabe, all die Stecknadeln aufzulesen, die heruntergefallen waren und dabei stach ich mich oft in den Finger. Um weniger gestochen zu werden, brachte Vater eines Abends einen Magneten mit, der wahre Wunder wirkte. Was war das für ein Ding? Nur auf den Fußboden hin- und herschieben und schon hingen die Nadeln daran. Das musste Vater mir erklären. Wenn er jedoch am Abend nach Hause kam, war schon alles aufgeräumt und ich vergaß, ihn zu fragen.

Hatte Mutter im Winter große Wäsche, hängte sie diese auch bei frostigem Wetter im Garten auf und Vater brachte sie am Abend auf dem Rückweg von der Arbeit mit ins Haus und legte sie in der Wirtschaftsküche auf den Tisch. Die Wäschestücke sahen aus wie steif gefrorene „Hampelmänner“. Mein Erstaunen war groß. Immer wieder musste ich nachsehen, wie aus den bretharten Gebilden wieder unsere Wäsche wurde.

Vater war immer bemüht, Mutter die Arbeit im Haus zu erleichtern. So brachte er eines Tages ein monströses Ungeheuer mit nach Hause. Aus einem großen Karton holte er ein blitzendes Etwas mit einer langen Schnur. Vater steckte das Ende der Schnur in eine Steckdose und als er einen Knopf an dem Ding betätigte, machte es einen Höllenlärm. Eine Stange, die wie ein Schrubber aussah, über der den Teppich hin- und hergeschoben, fraß alle Papierschnitzel, die Vater vorher dorthin geworfen hatte. Es war ein Staubsauger. Als es sich in der Nachbarschaft herumgesprochen hatte, kamen die Nachbarinnen, um sich das Ding anzusehen. Sie gingen mit dem Kommentar: „Nee, dat is nen Dübelsdingding, dat kümt nich in miene Kürke“.

Mutter aber freute sich, denn nun brauchte sie sich nicht mehr mit Handfeger und Schaufel im Haus, vor allem im Treppenhaus, herum zu quälen.

Einige Wochen bevor die Weihnachtspakete von der Tante aus Mitteldeutschland kamen, gab es für mich vor der Freude das große Grauen. Das Schlachtfest!

Da wurden schon am frühen Morgen in Wohnküche und Flur Teppiche und Läufer zusammengerollt, Stühle und Tische zur Seite gerückt und der Fußboden mit dickem Papier ausgelegt. Dann kam ein Mann mit einer großen Tasche, aus der er mehrere Messer und Gabeln zog, die auch so groß waren, dass ein Riese damit hätte essen können. Brachte dann der Bauer das Schwein, verließen mich Mut und Neugierde. Nur mit lautem Gequiecke ließ es sich aus dem Gatter ziehen und ich rannte rauf ins Schlafzimmer. Als Mutter mich später dann holte, lag das Schwein leblos am Boden.

Jetzt musste Vater seine ganze Fantasie aufbringen, um meine Fragen zu beantworten. Zuerst wollte ich wissen, warum das Schwein sich nicht mehr bewegte und warum es jetzt kalt war und vieles mehr. Den ganzen Tag hatten der Metzger und die Eltern zu tun, um es in Braten, Speck, Schinken und Wurst zu zerlegen. Es duftete im ganzen Haus, als in dem großen Waschkessel, den Mutter zwei Tage lang gespült und geschrubbt hatte, Wurst und Fleisch gekocht wurden. Auf dem Herd brät Mutter Rippchen und Braten und kochte Sauerkraut, das, so war es immer an diesem Tag, später mit Wellfleisch und Klößen auf den Tisch kam. Am nächsten Tag durfte ich dann auch wieder mit in den Keller gehen, in dem sie all diese Leckereien in das allerletzte Regal stellte, das jedes Jahr für diesen Tag frei blieb.

Waren dann nach einigen Wochen Wurst, Speck und Schinken gut getrocknet, wurde es wieder interessant. All diese leckeren Sachen legte Vater auf einen mit Stroh ausgelegten Handwagen und brachte sie zu einem Bauern am Stadtrand zum Räuchern. Das war damals eine kleine Kunst. Ob Speck oder Schinken, Mett oder Blutwurst, alles wurde getrennt mit ausgesuchtem Holz geräuchert. Auch die Temperatur wurde beim Räuchern verschieden eingestellt. So war Räuchern fast noch ein spezielles Gewürz.

Heute kommt die Fleischware hundertfach in die Räucheröfen. Kommt sie wieder raus, schmeckt alles gleich. Nur nach Rauch, fast ohne Eigengeschmack.

Nach zwei Wochen holten wir unsere Leckereien wieder ab und Mutter zauberte gleich am selben Abend ein kleines Festessen. Pfingsten gab es dann ein doppeltes Festessen. Denn wenn der Schinken angeschnitten wurde, gab es diesen mit herrlichem Gemüse aus dem eigenen Garten.

* * *

Jedes Jahr, einige Wochen vor Weihnachten, begann eine schöne, geheimnisvolle Zeit. Von der Tante kamen die großen Pakete und der Weihnachtsmann holte, ohne dass ich es merkte, all meine Spielsachen, um sie wieder zu verschönern. Ich muss wohl immer sehr brav gewesen sein, denn außer diesen Sachen gab es immer noch Neue dazu. Andere wiederum waren weg. All das lag dann am heiligen Abend unter dem mit Kerzen, Süßigkeiten und Engelhaar geschmückten Weihnachtsbaum. Es duftete und glänzte im ganzen Raum und ich musste

mich bemühen, an die Geschenke zu denken, so schön war das alles. Passierten mir mit den Spielsachen kleinen Pannen, hatte Vater sie schnell behoben. Nur einmal war das nicht möglich. Ich hatte die erste Puppe bekommen, die die Augen öffnen und schließen konnte. Immer wieder machte ich dieses Experiment. Um nachzusehen, wie das alles ging, habe ich die Augen mal reingedrückt und da war es geschehen. Immer wieder habe ich die Puppe mit dem Gesicht ins Kissen gedrückt und immer wieder umgedreht, aber die Augen blieben verschwunden. Eimerweise habe ich Tränen vergossen, bis Vater mir versprach, sie in die Christkindwerkstatt zu bringen. Doch ohne mein Püppchen war Weihnachten gar nicht mehr so schön.

Wenn ich zurückdenke, waren das Wochen, die ich immer so ein wenig zwiespältig erlebte. Das Geheimnis dieser Wochen, so Mutter, ließen mich Fragen stellen, die meine Eltern oft in Verlegenheit brachten. Ich sei in dieser Zeit immer eine andere Tochter gewesen. Wenn am heilig Abend das Glöckchen des Christkindes schellte, sei ich allein ins Zimmer gegangen und habe trotz der schönen Geschenke immer nur den Christbaum bestaunt, der in einer Wolke von Engelhaar eingehüllt war. Auch wenn Mutter mich ganz behutsam auf die Erde geholt hatte, sei ich immer noch ein wenig abwesend gewesen. Erst am nächsten Tag war ich dann wieder ihre Tochter.

* * *

Als ich älter wurde, stellte ich fest, dass Vater immer etwas zu tun hatte, auch am Sonntag. Das war für mich oft sehr schön, denn es kam vor, dass er mich mit in die Fabrik nahm, in der er arbeitete. Dann sah er nach, wie weit seine Kollegen am Samstag mit der Arbeit gekommen waren und machte Arbeitspläne für die Woche. Ganz ruhig war es jetzt in der großen Halle. Nichts von dem Lärm, den man in der Woche schon von weitem hören konnte. Hier nahm für mich das Staunen kein Ende. Die vielen Maschinen. Das große Schwungrad, das man bis zur Hälfte ins Kellergeschoss hatte bauen müssen. All das ließ mich immer wieder staunen.

Erst wenn ich hörte, dass Vater den Männern, die auch am Sonntag arbeiteten, Anweisungen gab, kam ich wieder zu mir. Wenn ich dann sah, wie Vater da stand und auf mich wartete, war ich mächtig stolz auf ihn. Er brachte es fertig, diese riesigen Maschinen zu bauen und zum Laufen zu bringen.

War Vater hier fertig, kam für mich der schönste Augenblick in der Fabrik. Um in eine andere Arbeitshalle zu kommen, mussten wir durch eine „Raupe“, ein Weg, der in der Höhe der zweiten Etage die beiden Hallen miteinander verband. Von hier aus konnte man an wolkenfreien Tagen den ganzen Himmel sehen, auch die Lerchen, die jubilerend am Himmel tanzten. Dann legte Vater ganz sanft seine Hände auf meine Schultern und wartete, bis ich mich satt gesehen hatte.

Wenn Vater mal Zeit hatte und die Gelegenheit günstig war, wurde er nicht müde, mir meine vielen Fragen zu beantworten. Wie oft setzte er sich an warmen Sommerabenden mit mir auf die Stufen vorm Haus, nahm mich an seine Seite und erklärte mir den Sternenhimmel. Von ihm erfuhr ich, dass alles, was ich sah, zu uns gehörte. Von ihm erfuhr ich, dass es Lichtjahre gibt, und unsere Erde von innen heiß ist, was ein Vulkan ist und was es mit Ebbe und Flut für eine Bewandnis hat. Wunder über Wunder und das alles wusste Vater.

Hatte er am Wochenende mal frei, durfte ich mit ihm auf den Dachboden. Allein schon die gewundene Treppe nach oben war ein Erlebnis. Oben erlebte ich dann in vielen Monaten, wie aus einer Unmenge von Hölzern, Leim und Segeltuch ein Flugzeug entstand. Bevor Vater mit dem Bau begann, hatte er immer wieder mal einen kleinen Sperling, der hinter den Fensterläden am Haus sein Nest hatte, hervorgeholt, um an ihm die Bewegungen der Flügel zu studieren. Zart und liebevoll streichelte er ihn, bis sein Herz nicht mehr ganz so doll klopfte und Vater sich die Flügel betrachten konnte. Bevor er ihn wieder in das Nest setzte, durfte auch ich ihn streicheln. Als das Flugzeug fertig war, ließen sich daran mit vielen Fäden und Drähten die Flügel bewegen.

Vater war ein großer Grübler, oft, wenn ich am Abend nicht einschlafen konnte, was bei mir keine Seltenheit war, sah ich durch den Spalt der Tür im Elternschlafzimmer noch dämmriges Licht. Als meine Neugierde mich einmal trieb nachzusehen, sah ich, wie er am Nachtschränchen saß und auf einem Skizzenblock Zeichnungen machte.

Wie im Winter waren auch die Sonntage im Sommer Tage, an denen Vater nicht arbeiten musste, Festtage. Dann machte Mutter gleich nach dem Mittagessen Stullenpakete fertig und Vater stellte im Hof die Fahrräder zu einem Radausflug bereit. Meinem großen Bruder schien das nicht immer zu passen, denn er hatte andere Interessen und nörgelte so lange herum, bis Vater ihm erlaubte, zu seinen Freunden zu gehen. Wenn wir dann losfuhren, klemmte Mutter die Tasche mit den Stullenpaketen auf den Gepäckträger und ich kam auf den Kindersitz, den Vater am Lenker seines Rades befestigt hatte. So ging es dann weit hinaus an wiesen und Felder vorbei und am Kanal entlang. Das war für mich immer die schönste Strecke des Weges. Die vielen Schiffe auf dem Wasser faszinierten mich immer wieder.

Und Fragen hatte ich! Hundertmal neu und immer wieder von Vater beantwortet. Der Höhepunkt der Fahrt war die Schleuse. Wenn wir Glück hatten, konnten wir zusehen, wie der Schleusenmeister die Schiffe durchlotste. Mit einer großen Handwinde öffnete er die Schleusentore und ganz genau musste Vater mir erklären, warum das Wasser gehoben und gesenkt werden musste. Waren die Schiffe dann durchgelotst, wäre ich gern mitgefahren. Für mein Fernweh gab es dann gleich eine Entschädigung.

Neben der Schleuse war eine Gartenwirtschaft mit Karussell und Schaukel. Es war herrlich, so durch die Luft zu fliegen. Dann packte Mutter die Stullen aus, Vater bestellte Kribbelwasser und der Nachmittag war, nein alles, alles war schön.

Auch die Spaziergänge an den Sonntagen waren nie ohne Überraschungen. Gab es zum Beispiel unterwegs einen Bach, bastelte Vater mir auf die Schnelle aus ein paar Stöckchen ein Wasserrad. Oder er machte mir aus glatten Weidenzweigen eine Flöte, auf der man spielen konnte. Die schönste Flöte bekam ich, als die Familie wieder einmal zur Tante fuhr, die an einen ganz anderen Ort gezogen war. Vor der Reise sagte Mutter mir, dass Onkel Kurt geheiratet habe, das hieß, dass noch eine andere Frau im Haus war ... und ich hatte mir vorgenommen, diese Frau nicht zu mögen. Das Haus, mitten in einem großen Dorf, war einige Nummern größer als das vorige und bot mir Gelegenheit, Garten und Remise zu erkunden. In einem großen überdachten Anbau stand eine wunderschöne mit dunkelrotem Stoff bezogene Kutsche, die in alle Märchen passte und mir Gelegenheit bot, über zwei Stufen ihr Inneres zu bewundern, was mir ein völlig verschmutztes Kleidchen einbrachte, und ich kam allein nicht wieder raus. Nach langem Suchen fand mich dann Tante Ilse, die Frau von Onkel Kurt, und die Freude war groß, als ich wieder ins Haus kam.

Es kamen noch wunderschöne Tage. Als Vater mir dann auf einem Spaziergang eine Flöte bastelte, die zwei Töne hatte, die ich dann auch im Haus ausprobierte, ging Tante Ilse, so hieß die neue Tante, mit mir raus, damit ich lustig flöten konnte.

Schön war auch der Weg bis ans Ende des Dorfes, wo es eine richtige Wassermühle gab. Der Bach, der sich durch das Dorf schlängelte, schüttete all sein Wasser in die großen Schaufelräder der Mühle. Wenn sich dann Vater vor der Mühle mit dem Müller unterhielt, hatte ich die Gelegenheit, mir das Schauspiel anzusehen. Am liebsten saß ich auf der anderen Seite der Mühle, da, wo die Schaufeln das Wasser wieder in den Bach schütteten. Stand die Sonne hoch genug, glitzerte der Wasserstaub in den schönsten Farben.

Ein neuer Höhepunkt war auch in diesem Urlaub wieder der Besuch bei den anderen Großeltern im Nachbardorf. Diesmal hatte jemand Geburtstag und ich sollte ein Gedicht aufsagen, das ich schon zu Hause gelernt hatte. An diesem Tag war eine große Tafel mit viel Kuchen und anderen Leckereien gedeckt. Als alle Gäste versammelt waren, sah man mich fragend an. Mir wurde plötzlich ganz eigentümlich zumute. Alles um mich herum fing an sich zu drehen. Der dicke Kloß im Hals gab mir das Gefühl, weinen zu müssen. So sehr ich mich auch bemühte, ich bekam kein Wort heraus. Es war, als hätte ich nie ein Gedicht gelernt. Noch heute sehe ich die vor Aufregung roten Ohren meiner Mutter. Und wer nahm mich jetzt in den Arm und ging mit mir auf die Wiese? Großmutter natürlich.

Als sie mich fest an sich drückte, fühlte ich mich wieder wohler. Je länger sie mir übers Haar strich, desto kleiner wurde der Kloß in meinem Hals. Sie war schon ein Schatz.

Wenn diese große, hagere Frau am Küchentisch stand, ein rundes, selbstgebackenes Brot vor die Brust nahm und Schnitten absälbelte, die von der Mitte bis zum Rand des Laibes immer dicker wurden, beschlich mich ein anheimelndes Gefühl, das ich nirgendwo unterbringen konnte. Warum konnte sie nicht so nah bei uns wohnen, wie die Großmütter der anderen Kinder zu Hause?

Als ich älter wurde, stellte ich bei den Besuchen in diesem Hause fest, dass Großvater nur selten zu Hause war, aber wenn, dann war das Wohnzimmer immer voll fremder Leute. Es waren Menschen, wie Vater mir erklärte, die Rat bei ihm suchten. Er war Schöffe am Landgericht in Leipzig. Gerechtigkeit war das, was für den kleinen, nach vorn gebeugten Mann von größter Wichtigkeit war. Er trat auch dann für die Leute ein, wenn es für ihn selbst zum Nachteil war. Daraus resultierte, dass er beruflich auf der Stelle trat. Dies wirkte sich bei einer so großen Familie sicherlich nicht zum Besten aus.

Großmutter aber, eine kluge und geduldige Frau, sorgte immer dafür, dass alles glatt lief. Sie klagte auch nicht, so Vaters Erzählungen, als nach einer großen Auseinandersetzung in dem Werk, in dem Großvater arbeitete, eine Durststrecke für die Familie zu überstehen war, bis Großvaters Standpunkt bestätigt wurde. Großmutter war es auch, die nicht müde wurde, trotz all der Arbeit und manchmal auch Not, aus ihren Kindern rechtschaffende Menschen zu machen. Vater war schon früh seinen Weg gegangen. Auf Wunsch seines Vaters sollte er Lehrer werden.

Die Jahre im Elternhaus, in dem jeder für jeden da war, waren für ihn eine Zeit des Lernens. Er erlebte die Sorgen der Mutter und die unberechtigten Diskriminierungen des Vaters. Das Leben in dieser Umgebung prägte schon früh sein Verantwortungsgefühl. Um dem Wunsch seines Vaters, Lehrer zu werden, nachzukommen, hätte es einer weiteren finanziellen Belastung bedurft und die Sorgen seiner Mutter noch verlängert. Um seinen Vater nicht zu sehr zu verärgern, täuschte er Desinteresse an diesem Beruf vor. Die Reaktion des Vaters war Zorn und zur Strafe musste er Grobschmied werden. Er erlernte dieses Handwerk und ging nach der Ausbildung auf die Wanderschaft, um, wie er sagte, das Leben zu lernen. Aus dieser Zeit erzählte er von den strengen Sitten und Gebräuchen der Handwerksstände und die große Rivalität der Innungen untereinander. Er wusste viel von den strengen Meistern und den oft allzu mütterlichen Meisterinnen zu berichten.

Zu Beginn dieser Zeit hatte er sein Ziel sehr hoch gesteckt. Jerusalem, die Stadt, die ihn sein ganzes Leben faszinierte, wollte er damals erreichen. Dahin zu kommen war nun nicht leicht. Arbeitsplätze waren schon damals nicht dicht gesät. Hinzu kam, dass seine Einstellung zu der Zeit schon recht revolutionär war. Die kleinen und großen Benachteiligungen der Schwachen brachten ihn in Rage. Er konnte seinen Vater gewiss nicht leugnen. So „schmeckte“ es ihm nicht, wenn, was damals üblich war, Frau Meisterin die jüngeren Mitarbeiter zu Haus- und Gartenarbeit heranziehen wollte. Weigerungen hatten zur Folge, dass die Neinsager als letzte das Essen bekamen, dass gerade bei ihnen das Fleisch alle war und gerade ihnen Gegenstände vor die Füße fielen, über die sie stürzten.

Trotz all der kleinen und großen Zwischenfälle hatte er seine drei Wanderjahre ausgehalten. Er hat nie etwas nur halb gemacht. Er kam bis Oberitalien und versuchte dann, wie er sagte, den fröhlichen Rückzug, um in Westfalen sein Glück zu versuchen.

Für Vater waren die Wanderjahre noch einmal Lehrjahre gewesen. Er hatte gelernt, ohne Streit mit den Menschen auszukommen. Er lebte nach der Devise: „Streit ist die Unfähigkeit, miteinander zu reden.“ Sehr oft ist ihm diese Einstellung als Schwäche ausgelegt worden. Er hatte immer versucht, den Weg zu gehen, der ihn ohne Schädigung der anderen zum Ziel brachte. Es war oft ein harter Weg.

Westfalen hat er damals wirklich erreicht und bei der Firma Siemens in Münster eine gute Arbeit gefunden. Für ihn war die Elektrizität berufliches Neuland, und er sattelte um.

Dann kam der Weltkrieg, den er vom ersten bis zu seinem letzten Tag mitmachte. Aus dieser Zeit stammt eine Anekdote, die Jahre später ein ehemaliger Kriegskamerad zum Besten gab. Vater wurde mit einem Stoßtrupp an die äußerste Frontlinie beordert, um die dortige Situation zu erkunden. Nach geglückter Beobachtung und Rückkehr wurde er mit dem EK1 ausgezeichnet. Da seine Kameraden leer ausgingen, hat er auf den Orden verzichtet und wurde daraufhin zum einfachen „Landser“ degradiert.

Während eines Heimaturlaubs lernte er im Gasthaus von Onkel Emil eine junge Frau kennen, die hier zur Köchin ausgebildet wurde. Sie war die Nichte von Tante Lina, die sich sehr um die junge Frau kümmerte, da das Elternhaus der jungen Frau weit entfernt war. Sie war eine strebsame junge Frau und die Ausbildung zur Köchin reichte ihr nicht. So belegte sie in Merseburg eine intensive Ausbildung im Schneiderhandwerk. So oft der Landser Kurzurlaub hatte, trafen sie sich, haben nach Kriegsende geheiratet und zogen in den Ort, in dem die Tante lebte, in die Nähe einer Braunkohlezeche, wo Vater eine Stelle als Elektriker bekam.

Zwei Jahre später, ein kleiner Sohn war auch schon geboren, reichte Vater die Arbeit nicht mehr und er versuchte, Kontakt nach Münster zu Siemens zu bekommen. Er hatte Glück, denn seine Unterlagen bestätigten seine Angaben zu seiner Tätigkeit nach dem Krieg.

Da die Firma in einer Nachbarstadt von Münster, in Rheine, eine Firma von Wasserkraft auf Elektrizität umstellen wollte, wurde Vater gern genommen und die kleine Familie wagte den Schritt zu einer totalen Umstellung ihres Lebens. Ein gewagter Schritt von Sachsen nach Westfalen. Für Vater nicht so gravierend. Er kannte sich hier aus und er wusste ihre Vorsicht einzuordnen.

Da alles recht schnell gehen musste, konnte man den Eltern nur eine „Behelfswohnung“ anbieten. Das hieß, die Möbel kamen auf den „Speicher“ und sie hatten nur einen Raum für alles, was zum Wohnen gehörte. Mutter war kreuzunglücklich. Wäre da nicht eine Frau gewesen, die genau das hinter sich hatte, was Mutter durchlebte. Und dann klappte es mit einer Wohnung.

Die kleine Familie bekam eine Doppelhaushälfte zugewiesen. Jetzt konnte Mutter all ihre aufgestaute Energie umsetzen. Das tat sie, wie Vater uns später immer wieder erzählte, mit großer Begeisterung. Auch Vater, dem kein Handwerk fremd war, konnte seine Ideen einbringen. Nach 2 1/2 Jahren konnten die beiden sagen: Wir sind angekommen ... Nach weiteren 2 Jahren waren sie zu viert ... Ich war da.

* * *

Die Jahre bis zu meiner Einschulung glichen sich sehr. Ich eroberte die Nachbarschaft und schloss meine ersten Freundschaften. Eine Wiese mit hohen alten Bäumen und eine Sandgrube mit herrlichem weißen Sand waren unsere Spielplätze. Hier bot sich mir die Gelegenheit, mich außerhalb der häuslichen Gemeinschaft zu behaupten oder mich anzupassen, was für mich gar nicht so einfach war. Da ich keine gleichaltrigen Geschwister hatte, musste ich das „Miteinander“ erst lernen. Hinzu kam, dass ich meine Spielkameradinnen nur schlecht verstehen konnte, sie sprachen „platt“, die Mundart des Münsterlandes.

Am schönsten war die Welt für mich am Morgen, wenn ich raus kam und die Erde so wundervoll duftete, wenn alles noch still war und die Sonne in den Tauperlen auf Blumen, Gräsern und Gemüse glitzerte. So sehr ich mich auch bemühte, diese kleinen Perlen in die Hand zu nehmen, klappte es nie. Immer war es Wasser, das in meinen Händen lag. Das musste Vater mir erklären, und er tat es mit viel Geduld.

Es gab noch einen Platz, der aber so ganz anders war. Ein riesiger Kastanienbaum stand im Garten nebenan. An einem seiner tief hängenden Äste hing eine Schaukel und es war herrlich, darin zu sitzen und in die Luft zu fliegen. Am Fuße des Baumes, zwischen seinen knorrigen Wurzeln, bauten wir Kinder uns einen Kaufmannsladen. Unsere „Ware“, eine Handvoll Sand, wickelten wir in die großen Blätter des Baumes. Färbten diese sich im Herbst bunt, nahmen wir große Taschen und lasen seine Früchte auf. Wenn sie getrocknet waren oder im Winter auf dem Ofen geröstet wurden, schmeckten sie herrlich.

* * *

Ich glaube, ich war ein fröhliches Kind, zumindest ein gut gelauntes und fing an, das Leben zu sehen.

Die Straßen waren damals noch sehr schmal und Autos gab es auch noch nicht viele. Dafür aber gab es Pferdewagen, die am Morgen auf die Äcker und Wiesen vor der Stadt fuhren und am Abend im Zuckeltrab zurückkamen, und brachten im Frühsommer das getrocknete Heu von den Wiesen. Wie schön war es, das Gesicht in das duftende Heu zu drücken. Es roch ganz anders als das Getreide, das im Spätsommer die Wagen füllte. Wurden im Herbst die Kartoffeln und Rüben eingefahren, roch die Straße nach Erde, die von den großen Rädern der Wagen gefallen war.

Das war die Zeit, in der abends über den Kartoffelfeldern der herbe Duft der Kartoffelfeuer lag, wenn das Kartoffelkraut verbrannt und in der Glut ein Teil der Feldfrüchte aus der Nachlese gebacken wurde. Als ich älter wurde, durfte auch ich mit auf die Felder und an dieser köstlichen Mahlzeit teilnehmen.

Ganz leise Angst war in mir, wenn die Autos über die Straßen rollten. Der Lärm und der üble Geruch, den sie verbreiteten, machten sie nicht sympathischer.

Staunen ließen mich immer wieder die großen Lastwagen, die mit Getöse über die Straße fuhren. Für mich ging von ihnen immer etwas Unheimliches aus. Vor allem am Abend, wenn ich, was noch immer sehr oft vorkam, nicht einschlafen konnte. Dann waren sie noch lange zu hören, wenn beim Umschalten der Gänge die Motoren aufheulten. Und dieses Unheimliche sollte noch schlimmer werden!

Obwohl nur wenig Verkehr auf den Straßen war, wurde die Cousine einer Spielkameradin von einem Lastwagen überfahren. Ich wurde das erste Mal mit dem Tod konfrontiert. Es war mir unverständlich, dass Irene, mit der wir noch vor ein paar Tagen gespielt hatten, heute tot sein sollte. Als sie im Wohnzimmer ihrer Eltern aufgebahrt lag und die anderen Kinder vor ihrem Sarg knieten, weinten und beteten, war in mir alles leer und starr. Auch dann noch, als sie nach der Beerdigung wieder lustig spielten und lachten, beschlich mich immer noch ein Gefühl, das ich nicht beschreiben konnte. In mir kam keine Fröhlichkeit auf. Dass sie jetzt im Himmel sei und uns beim Spielen zusehen konnte, versöhnte mich nicht mit der Tatsache, dass sie tot war. Erst als ich lange mit Mutter gesprochen und sie mich liebevoll getröstet hatte, löste sich der Knoten in mir.

* * *

Viel besser gefielen mir die schönen Pferdekutschen. Jedes Jahr im Hochsommer, wenn es in der Stadt sehr heiß war, kamen die Familien der Fabrikbesitzer in das Gartenhaus, das hinter unseren Gärten lag. Frauen in wunderschönen Kleidern mit Sonnenschirm und die Kinder schön brav hinter dem Kutscher. Es war wirklich wie im Märchen, und wir Kinder konnten uns nicht satt sehen. Beim Näherkommen der Kutsche machten meine Spielkameradinnen einen tiefen Knicks. Weil ich das nicht auch machte, drohten sie, nicht mehr mit mir zu spielen. Diese Situation spielte sich fast täglich ab und ich hielt mich meistens im Hintergrund. Es stritten sich in mir viele Gefühle, die mich sehr unsicher machten. Aber ich konnte mich nicht entschließen, vor dem Landauer in die Knie zu gehen. Und ... man spielte wirklich nicht gerne mit mir – zumindest nicht im Sommer.

Mutter, die mein Verhalten nicht verstand, fragte mich nach dem Grund. Nach langem Zögern erzählte ich es ihr und fragte, ob es denn schlimm sei. Erleichtert nahm sie mich in den Arm und meinte, dass ich nicht unbedingt „knicksen“ müsste. Auch die Leute in der Nachbarschaft lernte ich „sehen“. Da gab es Nachbarn, die sich stritten und Kinder, die plötzlich nicht mehr mit mir spielen durften. Das waren Dinge, die ich nicht verstand.

Als ich in die Schule kam, merkte ich, dass ich meinen Schulweg ganz alleine gehen musste. Alle Spielkameradinnen kamen in eine andere Schule und gingen auch in eine andere Kirche. Wir waren die einzige evangelische Familie, darum war auch Mutter fast immer allein.

Es war für sie eine schwere Zeit. Später erzählte sie mir, dass eine alte katholische Dame ihren Enkeln gesagt habe, dass die Protestanten im Himmel einmal die Fußbänkchen für die katholischen Engel werden würden. Das zu hören machte mich sehr traurig. Nach etwa einem Jahr kam eine Familie in unsere Nachbarschaft, die ihre Kinder mit mir zur Schule schickte. Sie waren auch Fußbänkchen.

Auch mein Bruder musste sich seiner Haut wehren. Seit er in der kaufmännischen Lehre war, hatte er sich der Scharnhorstjugend angeschlossen und kam, nach den Kameradschaftsabenden, oft bunt und blau geschlagen nach Hause. Daraufhin hatte Vater ihn zu einem Selbstverteidigungskurs geschickt. Als sich die Auseinandersetzung der Jungen so weit zuspitzte, dass er sich auch am hellen Tag seiner Haut wehren musste, wurde ich Zeuge, als er einen Gegner mit Bravour in die Brennesseln transportierte. Von da an hatte er für mich einen Heiligenschein und er seine Ruhe. Wir wurden schon noch gehänselt, aber nur noch aus gebührender Entfernung.

So langsam bekam ich auch eine Antenne für meinen Bruder. Nicht nur, weil er mir aus dem Geschäft, in dem er arbeitete, immer wieder mal Bonbons mitbrachte, sondern weil ich das Gefühl hatte, dass ich für ihn nicht mehr nur „unsere Kleene“ war. So kam es vor, dass er mich am Morgen mit dem Rad mit zur Schule nahm. Ahnte er vielleicht, dass ich auf dem Weg dorthin große Angst hatte? Denn der Weg war lang und einsam und ich war absolut kein Held. Musste ich mittags allein zurück, war ich froh, wenn ich hinter anderen Passanten hergehen konnte.

Ich ging gerne zur Schule, war auch keine schlechte Schülerin, und stand schon sehr früh auf der Seite der Schüler, die man nicht mochte, da ich nicht verstehen konnte, dass man für ein Lob des Lehrers die Schwachen verpetzte. Darum schwieg ich lieber und das brachte mir die Bekanntschaft mit dem Rohrstock des Lehrers ein. Als ich mit den Eltern darüber sprach, sagten sie „Bleib so“.

Ich habe als Kind sehr unter Einschlafstörungen gelitten. Wenn alles schlief, zählte ich Stunde um Stunde die Schläge der Wohnzimmeruhr und verspürte dann oft eine große Unruhe.

Zu der Zeit sah man auf den Straßen immer mehr Männer, die Uniform trugen, darunter auch viele Jugendliche. In den folgenden Jahren lernten wir in der Schule Lieder, nach denen man marschieren konnte. Und es hieß auch nicht mehr „Guten Morgen, Herr Lehrer“, sondern „Heil Hitler“. Auch markige Sprüche, die in dieser Zeit an der Tagesordnung waren, wurden uns in der Schule beigebracht. Daneben dann das Rosenbildertauschen unter der Schulbank. Irgendwie war schon alles seltsam.

Wenn ich heute zurückdenke, spüre ich, dass zu dieser Zeit Ängstlichkeit in mein Leben einzog. Eine Ängstlichkeit, die ich nie an etwas festmachen konnte.

Obwohl ich mich zu einem jungen Menschen entwickelte, der zu wissen schien, was er wollte und wo der Weg lang ging, und mich auch nicht scheute, Hindernisse in Kauf zu nehmen, war ich im Inneren immer in einer „Hab-Acht-Stellung“, was im Umfeld der Familie jedoch nicht bemerkt wurde. In diesen Jahren änderte sich zu Hause nicht viel, nur dass Vater beim Lesen der Zeitung oft mit den Zähnen knirschte. Es konnte nichts Gutes sein, was da stand, denn nur, wenn ihm etwas nicht angenehm war, strapazierte er seine Zähne so sehr.

Ich begann meine Eltern mit denen meiner Schul- und Spielkameraden zu vergleichen. Wie anders war es doch bei meinen Freundinnen. Es gab Eltern, die lustig waren und mit ihren Kindern spielten, andere waren bei jeder Gelegenheit heftig und es gab dann auch schon mal was hinter die Ohren. Ich erlebte weder das Eine noch das Andere. Es wurde bei uns weder laut geschimpft, aber auch nicht laut gelacht. Irgendwie lief alles von allein, ohne Höhen und Tiefen. Und dann kam plötzlich beides.

* * *

Vater hatte sich nach einer Verletzung im Werk eine Blutvergiftung zugezogen. Da er sich mit Händen und Füßen gegen das Krankenhaus wehrte, fiel Mutter die ganze Pflege zu. Der Arzt kam zwar jeden Tag, aber Haushalt, Kinder und der kranke Vater, das war doch eine ganze Menge. Rund um die Uhr musste er mit Medikamenten und Umschlägen versorgt werden. Nie hörte ich Mutter klagen. Nichts war ihr zu viel.

Die einzige Hilfe hatte sie am Abend, wenn mein Bruder kam und sie einige Stunden ablöste. In diesen Tagen, in denen sich Mutter so intensiv um Vater gekümmert hat, habe ich beobachten können, dass alles, was sie sagte und tat, mit großer Ruhe und Gelassenheit geschah. Ihre tief dunkelbraunen Augen sahen alles, was um sie herum vorging. Mir fiel wie schon viele Male vorher auf, wie ernst und traurig diese Augen immer blieben. Selbst wenn sie mal lächelte, erreichte dieses Lächeln nie ihre Augen.

Wie lange es gedauert hat, bis Vater außer Gefahr war, daran erinnere ich mich nicht genau. Nur daran, dass einige Tage nachdem er wieder so leidlich an zwei Stöcken gehen konnte, Mutter mit ihrer Kraft am Ende war. Nun wurde sie vom Arzt betreut. Er verordnete ihr strenge Bettruhe und das bei einem Haushalt voll Arbeit, einem halb gesunden Mann und zwei Kindern. Das musste schief gehen. Und es ging schief. Unsere Situation war schlimm.

Es war an einem Sonntag. Mutter lag immer noch im Bett und Vater stand mit vorgebundener Schürze am Herd. Unsere Stimmung war trübe und wir liefen wie Falschgeld durch die Wohnung. Nach dem Essen ging mein Bruder zu seinen Freunden und auch ich durfte heute eher als sonst zu meinen Spielkameradinnen. Aber immer waren meine Gedanken bei Mutter. Ich ging dann auch eher als sonst wieder nach Hause. Vater saß alleine im Wohnzimmer. Als er mich bemerkte, stand er auf und lief unruhig durch den Raum. Es fiel ihm sichtlich schwer, mir zu sagen, dass er Mutter ins Krankenhaus hatte bringen lassen müssen und dass ich, nun